

Autorinnenverzeichnis:

Ulrike Beichert, Pfarrerin

Katharina Hinz, Paramentikerin

Dr. Ulrike Rein, Kunsthistorikerin

Sabine Straßburg, Architektin und Kirchenpädagogin

Unser Kirchengebäude – ein spiritueller Schatz! Immer mehr Gemeinden entdecken, dass ihre Kirche eine Bedeutung hat, die über den Gottesdienst am Sonntag hinausgeht: Ein Ort der Stille, des persönlichen Gebets, der intimen Gottesbegegnung, ein geistliches Zuhause. Ein Schatz eben, den es allerdings gilt zu heben. Und dazu reicht es meist nicht, einfach nur die Kirchentür auch am Werktag zu öffnen.

Dieses „Werkheft offene Kirche“ gibt Anregungen und Hilfestellungen zum Heben dieses Schatzes. Entstanden im Projekt „Den Kirchenraum besser als Glaubenszeugnis nutzen“ versucht es, die Erfahrungen zu bündeln, die Gemeinden bei der Öffnung ihrer Kirche und der Einrichtung eines individuellen Gebetsortes gemacht haben. Zugleich sensibilisiert es grundsätzlich für Fragen der Kirchenraumgestaltung. Dieses Werkheft ist darum auch allen eine Hilfe, die im Rahmen einer Kirchenrenovierung oder eines Kirchenneubaus mit vielfältigen Gestaltungsaufgaben konfrontiert werden. Und es bietet schließlich auch denen, die Gottesdienste gestalten – Liturginnen und Liturgen, aber auch Kirchendienerinnen und Kirchendienern –, eine Menge von Hinweisen und Anregungen. So ist dieses Werkheft Zeugnis einer gelungenen Kooperation zwischen Kirchenbau und Liturgik.

Matthias Kreplin

Abteilung Gottesdienst und Kirchenmusik

Jochen Rapp

Kirchenbauamt

ISBN 978-3-00-033505-1



Tut mir auf die schöne Pforte

Werkheft offene Kirche



Evangelische
Landeskirche
in Baden

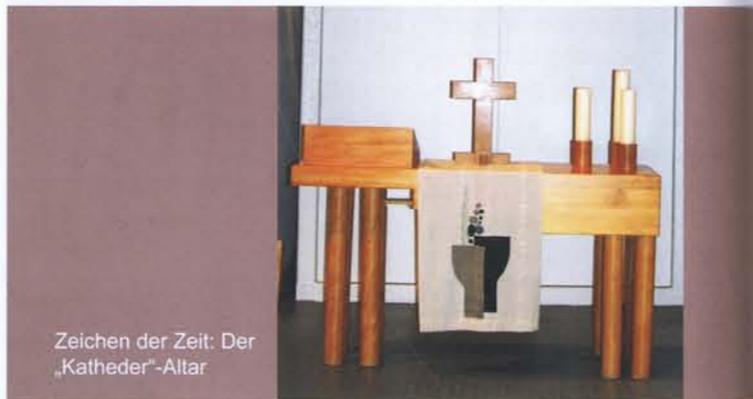
3.3.2 „Rede, Herr, so will ich hören, und dein Wille wird erfüllt“ – die Zeit des gesellschaftlichen Diskurses und der multifunktionalen Gemeindezentren

Auf die unmittelbare Nachkriegszeit folgte auch in der Kirche in den späten 1950er und 60er Jahren eine Zeit der Auseinandersetzung mit Naturwissenschaft und Technik, Politik und Gesellschaft. Es war die Zeit der „Wiederbewaffnung“ der Bundeswehr und des „Kalten Krieges“. Der Kommunismus-Kapitalismus-Dualismus verschärfte sich ebenso wie die gesellschaftliche Auseinandersetzung um die militärische und ökonomische Nutzung der Atomenergie.

Theologie verstand sich in diesem Kontext vor allem als Wissenschaft und wollte so im gesellschaftlichen Diskurs akzeptiert und verstanden werden. In diesem Zusammenhang steht die „Entmythologisierungsdebatte“ um Rudolf Bultmann.²³ In dieser Zeit entwickelte sich auch in den Gemeinden ein stärker intellektuelles, nicht-sinnliches, „nicht-religiöses“ Verständnis von Glaube und Christsein.²⁴ Der Gottesdienst wurde mehr und mehr von der Predigt dominiert; der Dialog zwischen Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft fand im gottesdienstlichen Leben in der neuen Form der „Dialogpredigten“ eine Ausprägung.

Diese Entwicklung verstärkte die in unserer Landeskirche schon im 19. Jahrhundert festzustellende Nachordnung der Sakramente: Die Taufe – schon zuvor oftmals aus dem Gemeindegottesdienst ausgelagert – wurde mehr und mehr als biografischer und familienbezogener Anlass verstanden und stärker von der Segenshandlung als vom Sakrament her gedeutet. Das Abendmahl – schon bisher meist im Anschluss an den Hauptgottesdienst gefeiert – verlor noch mehr an Gewicht und Häufigkeit.

Diese Tendenz schlug sich im evangelischen Kirchenbau am Umgang mit Altar und Kanzel nieder: Ursprünglich war der Altar als geweihter Ort der Kristallisationspunkt einer Kirche, der die geweihte Reliquie enthielt. In der frühen Christenheit wurde er als symbolischer Opfertisch (bis zum Mittelalter und noch in der katholischen und lutherischen Tradition) oder als Abendmahlstisch (so wieder in der reformierten Tradition und als zweiter „Volksaltar“ in katholischen Kirchen nach dem 2. Vatikanischen Konzil) verstanden. Nun tritt der Altar als Ort des „Altarsakraments“ zurück hinter die Kanzel als Ort des Wortes. Mit der zunehmenden Fremdheit des Opfergedankens und der abnehmenden Bedeutung des Abendmahls in weiten Teilen der evangelischen Kirche schwand das Verständnis des Altars, und er wurde in der Praxis zum repräsentativen bzw. dekorativen Möbel (mit Kreuz, Bibel, Blumen und Kerzen „geschmückt“), manchmal auch schlicht zur Ablagefläche für liturgische Bücher umfunktioniert.²⁵



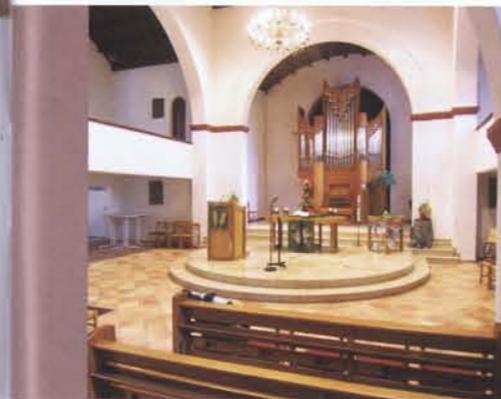
Zeichen der Zeit: Der „Kathedr“-Altar

Diese Entwicklung verstärkte sich noch einmal, als in den 1960er und 70er Jahren – gesellschaftlich im Zuge der 68er Bewegung und kirchlich als Folge des 2. Vatikanischen Konzils und der „Theologie der Befreiung“ – auch innerkirchlich ein anti-klerikales, anti-hierarchisches Denken Einzug hielt: Das Bonhoeffer-Wort von der „Kirche für andere“ wurde zum Programm erhoben;²⁶ der „Gottesdienst im Alltag der Welt“²⁷

wurde gegenüber dem liturgischen Gottesdienst aufgewertet; in der Gemeindegottesdiensttheologie wurde anstelle der bisher praktizierten „Komm-Struktur“ eine „Geh-Struktur“ gefordert; es entstanden die „Ladenkirchen“ in den städtischen Quartieren;²⁸ viele Gemeinden setzten eher diakonisch-seelsorgerliche als liturgische Schwerpunkte. In den theologischen Fakultäten wurde politische Theologie und Kontroverstheologie diskutiert; in den Gemeinden experimentierte man mit Gesprächsgottesdiensten und der Beteiligung von „Laien“ am Gottesdienst. In Frankfurt wurde das „politische Nachtgebet“ erfunden. Es begann eine Entwicklung, in der Gottesdienste eher „moderiert“ als „zelebriert“ wurden.

Diese Tendenzen in Theologie und Gemeindepraxis schlugen sich wiederum deutlich in der kirchlichen Bautätigkeit nieder: In diese Zeit intensiver Bautätigkeit fiel der Neubau unzähliger multifunktionaler Gemeindezentren, die mit ihren betont nicht-sakral wirkenden Gottesdiensträumen für viele der Kirche Entfremdete einen „niederschwellig“ Zugang ermöglichen sollten.²⁹

In diese Gottesdiensträume baute man keine Kanzeln; stattdessen trat der Ambo (ein nur wenig erhöhtes Lesepult)³⁰ seinen Siegeszug an, der bald auch in den Kirchen Einzug hielt.



Der Ambo als Symbol für den „Pfarrer zum Anfassen“

Er spiegelt ein demokratisches Gemeindeverständnis und ein Selbstverständnis von Pfarrer/innen wider, die sich nicht als Gegenüber zur Gemeinde, sondern als Teil von ihr verstanden und nicht „von oben herab“ predigen wollten.

Von heute aus betrachtet stellt sich manchmal die beabsichtigte „Niederschwelligkeit“ der multifunktionalen Gemeindezentren geradezu als Barriere für Kirchenfremde dar: Als betont nicht-sakrale Räume sind sie oft gestalterisch stark geprägt von der Generation und dem Milieu ihrer Bauherren – und wirken dadurch für andere Milieus und folgende Generationen fremd bis befremdlich. Als Fremder aber betritt man leichter den öffentlichen Raum einer Kirche als den halböffentlichen Saal einer bestimmten Gruppe, etwa eines Vereinsheims.³¹ Dazu kommt, dass sich in den nichtsakralen Räumen bald eine Sehnsucht nach dem „Heiligen“ einstellte, dem die Kinder der Gemeindezentrum-Generation in ökumenischer und kultureller Offenheit lieber in mittelalterlichen Kathedralen, buddhistischen Tempeln und an schamanischen Kraftorten nachspüren als in der Wohnzimmeratmosphäre des heimischen Gemeindezentrums...



„niederschwellig?“